

Reise einer Bernerin nach Rio [Fortsetzung]

Autor(en): **Baumgartner-Jordi, Erika**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 27

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646240>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Reise einer Bernerin nach

Erzählt von
Erika Baumgartner-Jordi, die im
vergangenen Jahr ihren Gatten
auf eine Geschäftsreise
begleitete

RIO

1. Fortsetzung

Die dortigen Leute haben ein Abkommen mit den Agenturen und können, sobald sie das Schmiegeld in den Händen haben, die besetzten Plätze unbesetzt machen. Obschon uns dieses schmutzige Geschäft empörte, waren wir doch der Ansicht, dass es besser ist, 150 Pesetas zu opfern, als unbestimmte Zeit in Barcelona bleiben zu müssen, wo die Lebenskosten so hoch waren.

Am Abend des vierten Tages konnten unsere Füße das heisse Pflaster von Barcelona verlassen, und wir rollten glücklich der Landeshauptstadt entgegen. Die Landschaft, durch die wir dahingetragen wurden, verlor sich immer mehr in dunkeln Schleier der Nacht, und bald konnten unsere Augen ihre Streifzüge zur linken und zur rechten Seite der Bahnlinie nicht länger fortsetzen. Am nächsten Morgen erreichten wir Madrid. Unser Gastspiel in der schönen Stadt war nur von kurzer Dauer. Schon am selben Tag ging's im Lusitania-Express nach Lissabon weiter. Diese letzte Etappe im Zug wurde uns zur angenehmsten. Mit Vergnügen richteten wir uns in dem viel geräumigeren, luxuriösen Schlafwagen ein, der es gestattete, dass man sich wirklich bequem fühlte. Eine weitere Erleichterung erwies sich hinsichtlich der Zollkontrolle, die zum ersten Mal im Zug vorgenommen wurde. Immerhin waren wir froh, unsere Reise mit dem Zug bald beendigt zu haben, und wir erwarteten mit Ungeduld unsere Ankunft in Lissabon. Endlich wurde es Zeit, das Gepäck zu ordnen — wir waren am Ziel. Das Avenida-Palace-Hotel, wo wir länger blieben, als wir vermuteten, erreichten wir in wenigen Minuten zu Fuss, gefolgt von einem Porteur, der schnaufte und schwitzte wie ein Maultier unter dem Gewicht unseres Gepäcks. Noch am selben Morgen suchten wir das Büro der PAA (Pan American Airways) auf und erkundigten uns nach der Abfahrtszeit des Clippers, der am darauffolgenden Tag starten sollte. Man teilte uns mit, dass die Maschine von ihrer letzten Tour noch nicht zurück sei und wir daher mit einigen Tagen Verspätung rechnen müssten. Zuerst waren wir über diese Auskunft etwas enttäuscht; aber später zeigte sich, dass wir um diese Verzögerung sehr froh sein konnten. Als wir nämlich unsere Pässe auf dem genannten Büro vorwiesen, vermisste man in diesen das englische Visum, das für unsere Weiterreise unerlässlich war. Auf dem englischen Konsulat, wo wir die Angelegenheit ohne weiteres zu erledigen hofften, gab man uns den Bescheid, dass vor Erteilung des Visums London konsultiert werden müsse, und erst wenn diese Stelle das Gesuch gutheisse, könne unserm Antrag entsprochen werden; dies könne aber einige Wochen, ja sogar Monate dauern. In unserer Verzweiflung gelangten wir an das schweizerische Konsulat, das dank seinen guten Beziehungen ermöglichen konnte, dass man bei uns eine Ausnahme machen wolle, sofern seitens des englischen Konsulates in Bern die Zustimmung zur Visaerteilung gegeben werde. Unsere SOS-Rufe nach Bern hatten ihre Wirkung nicht verfehlt und schon am nächsten Tag kam die telegraphische Vollmacht vom Konsul in Bern, derzufolge

wir am gleichen Abend unsere Pässe in Empfang nehmen konnten. Uns fiel ein Stein vom Herzen und welch' ein Zufall, dass der Clipper nicht zur festgesetzten Zeit starten konnte; denn in diesem Falle hätten wir mindestens 14 Tage warten müssen. Wenn ich zwar ehrlich sein will, muss ich gestehen, dass es mir ein Vergnügen gewesen wäre, die schöne Stadt mit den vielen charakteristischen Eigenheiten näher kennenzulernen. Die paar Tage, die wir in Lissabon zubrachten, waren eine herrliche Zeit für uns; einmal besuchten wir bei strahlendem Himmel das Casino in Estoril, ein ander Mal das malerische Sintra, das mit seinen romantischen und historischen Sehenswürdigkeiten einzigartig dasteht.

Am Abend des 30. Juli erschienen wir zur vorgeschriebenen Zeit auf dem Büro der Pan Air, wo unser Gepäck gewogen wurde. Auch hierüber erhielten wir vor unserer Abreise in Bern eine falsche Auskunft, denn eine Person durfte nur 25 und nicht 30 Kilo Gepäck haben. Somit hatten wir zirka 15 Kilo Uebergewicht, was unser Reisebudget etwas über den Haufen warf. Nach Durchsicht der Papiere bestiegen wir grosse, bequeme, amerikanische Wagen, die uns in rasender Fahrt zum Flughafen brachten, der ausserhalb Lissabon gelegen ist. Im gleichen Auto fuhr auch ein Herr mit, der uns irgendwie bekannt vorkam, und als wir auf dem Flugplatz unsere Pässe vorzuweisen hatten, bemerkten wir, dass er ebenfalls einen Schweizer Pass bei sich trug. Wir stellten uns als Landsleute vor und wahrhaftig — ein Berner! Unsere Freude war beidseitig gross. Wir bildeten ein Trio für uns und bald hatten wir das Gefühl, als seien wir alte Bekannte. Unterdessen wurde es zehn Uhr, und eine Stunde später sollte der Clipper, ein prächtiger «Vogel der Mechanik», der mit seinen vier Motoren einen eindrucksvollen Anblick bietet, Europa verlassen. Diese Wartestunde ist auf angenehmste Art verstrichen. Ein Angestellter der PAA führte uns zu einem netten Aufenthaltsraum, wo wir zu unserer grossen Ueberraschung ein erstklassiges kaltes Buffet vorfanden; alles, was wir uns nur wünschen und vorstellen konnten, war auf einem grossen Tisch vor uns aufgestellt. Wir wurden ersucht, uns nach Belieben zu servieren, was wir uns nicht zweimal sagen liessen. Es wurden uns Glacen, Fruchtsäfte, Milch, Kaffee, Tee usw. offeriert und alles gratis. Aber wir waren noch nicht am Ende unserer Ueberraschungen, was die Bewirtung und Fürsorge der Angestellten der Gesellschaft gegenüber den Passagieren anbetraf. Ihr einziger Gedanke schien zu sein: Alles für die Bequemlichkeit, Zufriedenheit und zum Vergnügen unserer Reisenden. Vom Steward bis zum Flugkapitän waren alle von einer Freundlichkeit, die während der Reise ein Gefühl von Kameradschaft aufkommen liess. Ihr köstlicher Humor steckte alle Mitreisenden an, so dass recht bald eine herzliche und fröhliche Atmosphäre herrschte. Wir hatten alles Erdenkliche zu unserer Verfügung, angefangen mit den Journalen, Büchern usw. bis zur eigenen Kabine mit einem weichen Lager und Nachtlampe. Ueberall, wo wir an Land

kamen, waren Stewards, Stewardesses und Piloten, die alle möglichen Fragen zu beantworten hatten und auch sonst alles taten, um den Passagieren die Reise angenehm zu gestalten. Ich glaube, das Beste — ohne zu riskieren, dass ein Buch entsteht — ist ganz einfach zu sagen, dass die ganze Organisation der PAA alle Vorstellungen übertrifft.

Nachts um 11 Uhr betraten wir also unser fliegendes Hotel und einige Minuten später rasten wir auf dem Wasser dahin, dass es nur so an die Fensterscheiben spritzte. Dieser erste Start war sehr eindrucksvoll, besonders für uns Neulinge. Die Vorhänge an den Fenstern waren noch nicht gezogen und so konnten wir uns von der enormen Kraft der Maschine überzeugen und beobachten, wie sich die Propeller immer rascher und rascher bewegten, bis die Geschwindigkeit so gross war, dass man sie nicht mehr sehen konnte. Das Wasser wurde nun mit aller Kraft gegen die Scheiben geschleudert, und die Motoren machten einen ohrenbetäubenden Lärm. Vier Minuten genügte, damit sich dieses Monstrum vom Widerstand des Wassers befreien konnte. Die silbernen Flügel unseres Vogels glänzten in der Dunkelheit mit den Sternen um die Wette und nun schwebten wir immer höher und höher. Ein letzter Blick durchs Fenster — Lissabon im Lichtermeer lag schon weit entfernt. Wir warteten bis das letzte Licht verschwunden war, dann zogen wir die Vorhänge, und alle dachten dasselbe: Auf Wiedersehen Europa!

Beim Auf- und Absteigen heisst es immer: «fasten seat belt», d. h. man muss sich mit dem Gurt anschnallen, obschon es nicht immer notwendig wäre. Nun hatten wir die Höhe erreicht und konnten uns loschnallen. Weder der Lärm der Motoren noch das Sacken der Maschine störte uns mehr, was beim Aufstieg, fliegen mehr oder weniger der Fall ist, und wir fühlten uns wohl wie in einem Auto — wenn nicht viel besser. Den Kognak, den wir als Vorsichtsmassnahme zuoberst auf die Tasche legten, konnten wir ruhig wieder versorgen. Die Stewards machten sich daran, die kleinen Salons, die unser «fliegender Palast» besass, in Schlafräume zu verwandeln, Aehnlich wie bei den Schlafwagen, sind auch hier zwei Schlafgelegenheiten übereinander, nur dass es viel geräumiger ist. Diese Pritschen sind sehr komfortabel; das Nachtlämpchen ist ebenfalls da und wenn die grossen blauen Vorhänge zugeknöpft sind, hat man ein kleines Boudoir für sich. Es ist ein eigenartiges Gefühl, so zwischen Himmel und Erde (resp.) Wasser einzuschlafen; im Halbschlaf hörte ich noch das leise Summen der Motoren, das uns sehr schnell in Traumländchen führte. Am nächsten Morgen wanderten unsere Augen natürlich zuerst zum Fenster hinaus. Unter uns erblickten wir die afrikanische Küste, und bald näherten wir uns Dakar, wo wir um 10 Uhr des 31. Juli den ersten Halt machten. Hier machte ich zum ersten Mal Bekanntschaft mit den Negern, die uns mit einem Motorboot an Land führten; denn unser Clipper kann ja nur auf dem Wasser «landen». Währenddem die Motoren kontrolliert wurden, führte man uns in eine moderne Halle der PAA, wo uns «a nice cup of tea» mit Sandwiches serviert wurde. Die rote Erde und die Pflanzen zeigten noch Spuren von Regen — die Luft war feucht und ziemlich warm. Das nasse Wetter brachte immerhin etwas Abkühlung; so dass ich die afrikanische Hitze nicht gar so schlimm fand, wie ich mir's vorgestellt hatte. Neben den Schwarzhäutern waren auch viele Engländer in Dakar zu sehen. Kleidersorgen gibt es dort keine, nur sind die Europäer noch mit Schuhen und Tropenhelm versehen.

(Schluss folgt)